

Wahlkampf in den Vereinigten Staaten

Ein Jeremias für das Weiße Haus

311-L03

Der dritte Kandidat im Rennen: John B. Anderson / Von Josef Joffe

Bonn, im Juli

Hat John Anderson eine Chance gegen Jimmy Carter und Ronald Reagan? In Amerika gibt die jüngste Meinungsumfrage dem „Unabhängigen“ 18 Prozent der Wählerstimmen, dem Rechtsaußen der Republikaner, Ronald Reagan, 41 Prozent und Jimmy Carter 27 Prozent; Tendenz: stark fallend. Ein Tor, wer da mehr als wilde Spekulationen über den Wahlausgang am 4. November fabrizieren will.

Indes: Zu Beginn dieser Woche wollte es in Bonn niemand riskieren, einen potentiellen Präsidenten der Vereinigten Staaten zu brüskieren. Helmut Schmidt hatte sich schon einmal verrechnet, als er vor vier Jahren Partei für Carters Rivalen Gerald Ford ergriff. Diesmal taktierte er genauso vorsichtig wie Carstens, Strauß und Genscher: Sie alle nahmen sich Zeit für den Außenseiter aus Illinois, der Präsident werden will — und das, obwohl Anderson auf seiner Nahost- und Europareise nur 36 Stunden für Bonn und drei Stunden für Berlin abgezweigt hatte.

CDU-Verteidigungssprecher Manfred Wörner lud zum Lunch und Bundeswirtschaftsminister Lambsdorff zum Diner. Für soviel Courtoisie revançierte sich der „Dritte Mann“ mit Artigkeiten, wie sie die Bonner schon lange nicht mehr aus amerikanischem Munde zu hören bekamen. Wo Jimmy Carter barsche Briefe an Helmut Schmidt schreibt, um ihn an seine Nachrüstungsverpflichtung zu mahnen, zeigt sich Anderson „sehr befriedigt“ über den Verlauf der Kanzler-Reise nach Moskau. Wo das Weiße Haus routinemäßig das Gespenst der deutschen „Selbst-Finlandisierung“ aufleben läßt, bekundet der ehemalige Berlin-Diplomat (von 1952 bis 1955 war Anderson Mitglied der US-Mission in Berlin) „Verständnis“ für die Bonner Ostpolitik — trotz Afghanistan. Wie Helmut Schmidt beklagt der ex-republikanische Kongreßabgeordnete die „Unstetigkeit“ der amerikanischen Außenpolitik unter Carter; wie Franz Josef Strauß sorgt er sich über die „dreifache Panzerüberlegenheit des Warschauer Pakts in Europa“ (siehe ZEIT-Gespräch).

In seiner kurzen Karriere als Präsidentschaftskandidat hat Anderson gelernt, was sich gehört — und was gehört werden will. Er ist mit sicherem Instinkt in eine politische Marktlücke vorgestoßen, die Reagan und Carter hinterlassen haben — der eine, weil er zu weit rechts steht, der anderen, weil er es allen recht machen wollte und nun als Versager dasteht. Was bietet er dem amerikanischen Wahlvolk? Ein bißchen „Blut, Schweiß und Tränen“, ein bißchen Luther, ein bißchen von allem.

Mit einem Seitenblick auf Carter verkündet er, daß Amerikas „nächster Präsident im Büßergewand auftreten muß“ — wie ein neuzeitlicher Jeremias, der von seinem Volk Verzicht fordert. Er offeriert „Redlichkeit“, „Aufrichtigkeit“ und die Bereitschaft „Farbe zu bekennen, auch wenn das politische Nachteile bringt“. Andersons Frau Keke weiß: „Er ist ein Mann, der keine Angst hat — selbst wenn Dreiviertel des Volkes gegen ihn sind.“

In der Tat hat Anderson oft genug politischen Mut bewiesen. Als erster Republikaner hat er 1974 auf dem Höhepunkt der Watergate-Krise den Rücktritt von Nixon gefordert. Kernpunkt seiner Kampagne ist eine 50-Cent-Steuer auf die Gallone Benzin, um Amerikas Ölabhängigkeit zu drosseln — obwohl Carter mit seiner Zehn-Cent-Auflage kläglich gescheitert war.

Nur: Nach zwanzig Jahren im Kongreß kennt Anderson auch die Grenzen politischer Courage. Mit Seitenblick auf seinen rechten Rivalen Reagan etikettiert er sich beharrlich als Mann der Mitte: „Mein Herz schlägt links, doch meine Brieftasche trage ich rechts.“ In der Gesellschaftspolitik sieht er sich als „Liberalen“, in der Haushaltspolitik möchte er als „Konservativer“ gelten. Er möchte die Sowjets nicht provozieren, aber ihnen den weiteren Vormarsch konsequent verwehren. Er will das Verteidigungsbudget kürzen, aber Amerikas konventionelle Bewaffnung aufstocken. Er will die Atomenergie ausbauen, aber nicht zu rasch.

Anderson spricht präzise, doch sein Programm bleibt letztlich vage. Er ist ein politischer Außenseiter, der in die Mitte drängt — dorthin, wo die Masse des amerikanischen Wahlvolks sitzt, wo Ideologie allemal weniger zählt als Image. Was Wunder, daß Anderson in einem Überraschungs-

Quelle

Datum

2

3114L09

coup David Garth angeheuert hat, der zur Zeit als brilliantester Polit-PR-Mann der Vereinigten Staaten gehandelt wird.

Parallelen zu Jimmy Carter drängen sich auf. Wie Carter ist Anderson ein frommer Christ, der nach eigenem Bekenntnis im Alter von neun Jahren „wiedergeboren“ wurde. Wie Carter vor vier Jahren trägt Anderson seine persönlichen Vorzüge zu Markte: Idealismus, Vertrauenswürdigkeit, Rechtschaffenheit. Wie der Präsident aus Georgia ist Anderson ein Mann, der praktisch aus dem Nichts kommt, nirgendwo eingebunden ist, niemandem etwas schuldet.

„Ich habe das Gefühl“, sagt der Kongreß-abgeordnete Stephen Solarz aus New York, „daß Anderson eine gute Kopie von Carter abgeben könnte. Auf jeden Fall ist er aus demselben politischen Holz geschnitzt.“